



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Goebel, Otto: Asiatische Arbeit

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ungleichheit im Typus der Obligationen, die zu vollständig regellosen Verhältnissen geführt hat. Abhilfe kann nur geschaffen werden durch die Begründung einer Bank, welche die Unterbringung solcher Summen ohne Schwierigkeiten und nach gleichen Grundsätzen vornehmen kann. Den nächsten Vorteil werden natürlich die vielen kleineren Gemeinden haben, deren bescheidene Emissionen mit vielen Schwierigkeiten und ganz unverhältnismäßig hohen Kosten verbunden sind.



Asiatische Arbeit

Von Otto Goebel



Im Jahre 1909 hatte ich Gelegenheit, in Ostasien viele Einblicke in die Betätigung chinesischer, auch koreanischer und japanischer Arbeiter und Gewerbetreibender zu tun. Meine Beobachtungen erstrecken sich vor allem auf Sibirien, wo sie von den westlichsten Vorposten chinesischer Arbeit bis zur Küste des Japanischen Meeres und von der Amurmündung bis zur Mandschurei und Mongolei hin reichen.

Das eine und andere, was ich auf dieser Reise über Charakter, Leistungsfähigkeit, Ansprüche, Löhne und Lebenshaltung der asiatischen, insbesondere der chinesischen Arbeiter beobachten konnte, scheint mir bei der Wichtigkeit der Frage der Wettbewerbsfähigkeit des Vierhundert-Millionen-Volkes auf dem Weltmarkt der Erwähnung wert. Ich bin mir freilich dabei bewußt, daß es große Teile Chinas gibt, in denen Leistungen und Ansprüche der Chinesen andere sein mögen als in Sibirien im Wettbewerb mit den Russen. Manche meiner Beobachtungen sind aber sicher typisch für den Chinesen als Arbeiter überhaupt.

Um den Vergleich russischer und chinesischer Arbeit einigermaßen auf westeuropäische Verhältnisse übertragen zu können, sind einige Worte über russische Arbeiter nötig. Der russische Arbeiter ist in seiner Lebenshaltung anspruchslos und denkt selten an eine Verbesserung derselben. Er ist daher geneigt, nur bis zur Befriedigung des Existenzminimums zu arbeiten, im übrigen aber müßig zu gehen. Etwas Überschüsse vertrinkt er gern und wird dann, besonders in Gesellschaft anderer, ein auffälliges Element. In der Arbeit ist er oft unzuverlässig und selten systematisch ausgebildet. Dagegen fehlt es ihm durchaus nicht an Geschick und man findet vielfach technisches Verständnis verbreitet. Für Erd- und Bergwerksarbeiten eignet sich der Russe verhältnismäßig gut; er scheut keine Kälte und Temperaturwechsel und ist achtlos gegenüber der Gefahr, wie sie primitiver Bergwerksbetrieb oft mit sich bringt.

Sieht man von ganz vereinzelt chinesischen Händlern im europäischen Rußland ab und erwähnt, daß in langsam von Westen nach Osten steigender Zahl sich chinesische Kleinhändler zwischen Krasnojarsk und Irkutsk zeigen, so kann man im ganzen für die Gegenwart den Baikalsee als Westgrenze chinesischer Arbeit in Sibirien bezeichnen.

In der ersten Kreisstadt östlich des Baikalsees, in Werchne-Ubinsk, sieht man schon eine ganze Reihe chinesischer Händler und Handwerker, z. B. Wäscher; unweit östlich der genannten Stadt begegnete ich in einer Zementfabrik und in einer Kohlengrube zum erstenmal Chinesen in nennenswerter Zahl als Fabrik- und Bergwerksarbeiter. In der Zementfabrik arbeiteten zweihundert Mann, die Hälfte davon waren Chinesen. Sie wurden mir als nüchtern, willig, aber sehr empfindlich gegen wirkliche oder vermeintliche Ungerechtigkeit bezeichnet. Man hatte ihnen alle Posten gegeben, bei denen es auf ununterbrochene Arbeit ankam, da sie nur drei Neujahrstage im Jahr feierten; an komplizierten Maschinen dagegen verwendete man Russen. Die Löhne von Chinesen und Russen beliefen sich hier für gewöhnliche Arbeit gleichmäßig auf einen Rubel für den Tag. Außer den angestellten Chinesen betätigten sich in der Nähe einige auf eigene Rechnung als Ziegelbrenner. Auf der Kohlengrube waren zwei Schächte in Betrieb; in dem einen arbeiteten ausschließlich Russen, im anderen Chinesen. Die letzteren waren fleißig und willig, zeigten sich aber oft ängstlich, wenn z. B. in der Grube die Luft schlecht war, was bei bestimmten Windrichtungen vorkam, was die Russen dagegen nicht störte.

In Tschita, der Hauptstadt Transbaikaliens, erscheinen die Chinesen schon in größerer Anzahl, und zwar nicht nur wenn sie angeworben sind, sondern auch um selbst Arbeit zu suchen. Man findet sie hier als Lastträger, als Hilfsarbeiter bei Bauten, als Wäscher, Gemüsegärtner, Hausierer, Krämer, in einzelnen Fällen auch schon als Bediente und Köche. In einer Möbeltischlerei hatte ein Deutscher mehrere Chinesen angestellt und zeigte mir an Mustern die Fortschritte eines Chinesen in der Schnitzerei neben den relativen Rückschritten eines russischen Schnitzers. Der Chineser arbeitete nach dem ihm gegebenen Muster mit solch peinlicher Sorgfalt, daß man an die Anekdote vom chinesischen Schneider erinnert wurde. Einem bezopften Schneider übertrug ein Europäer die Anfertigung einer Hose aus mitgegebenem Stoff. Da der Chineser noch keine Europäerhose gemacht hatte, erhielt er eine ehemals elegante als Muster, die er im Schnitt genau nachahmen sollte. Die neue Hose paßte denn auch tadellos, als aber der Besitzer sie auf der Rehrseite betrachtete, thronte dort ein Flickgenau auf der Stelle und in der Form und Farbe, in der die alte einen aufgewiesen hatte. Dieses peinliche Arbeiten nach einem bestimmten Vorbild scheint charakteristisch für den Chinesen zu sein; viel schwerer fällt es ihm, nach Angaben oder gar nach Zeichnung zu arbeiten. Wenig verwöhnt ist der Chineser in Beziehung auf Länge der Arbeitszeit. Eine Weigerung, nach Feierabend zu arbeiten, wird man von ihm nicht zu befürchten haben, dagegen hat er den

eigentümlichen Zug, höchst ungern eine Arbeit zu tun, über die er sozial einmal hinausgewachsen ist. Einem chinesischen Koch zuzumuten, einen Zimmerboy zu ersetzen, scheint eine schwere Kränkung zu sein, und ähnlich verhalten sich gewerbliche Arbeiter oft bei Übertragung anders gearteter Arbeiten. Es zeigt sich darin in kindlicher Form der Wunsch der Angehörigen eines alten Kulturvolkes, das scharfe soziale Unterschiede kennt, in die Höhe zu kommen. Der demokratische Russe hat für solches Streben selten Sinn.

Kommt man aus Transbaikalien heraus an den Amur, nach Blagoweschtschensk z. B., so ändert sich das Verhalten der Chinesen insofern, als sie hier nicht mehr als einzelne Leute in der Fremde bescheiden und zurückhaltend auftreten, sondern in Massen erscheinen, sich zu Hause fühlen und den Russen gegenüber ihre Abneigung und selbst die Überhebung nicht verbergen, die dem Chinesen gegenüber allen Fremden im Grunde genommen stets innewohnt, wenn sie auch beim besser Erzogenen fast nie auf den Gesichtszügen erscheint, sondern unter der Maske der Ruhe und lächelnder Höflichkeit verborgen bleibt. Die Chinesen fühlen sich den Russen am Amur schon wirtschaftlich überlegen und wissen, daß man ihrer Hilfe und Arbeitskraft in den östlichen Küstenprovinzen Sibiriens nicht entbehren kann. Bei ihrem Massenzustrom unterbieten sie fast jeden Wettbewerb russischer Arbeiter, wo diese nicht die Chinesen gewaltsam von gewissen Arbeiten ausschließen, z. B. von Verladearbeiten, im Hafen von Arbeiten für Staatslieferungen usw. Sonst sieht man aber die Chinesen bei allen Arten der Beschäftigung, insbesondere in Mengen als Bauhandwerker.

In Blagoweschtschensk trifft man auch schon den besseren Chinesen als Lagerverwalter und Kommiss. So hat z. B. die dortige Filiale eines großen deutschen Sibirien-Hauses etwa sechzig Chinesen angestellt und ist mit ihnen im ganzen recht zufrieden. Die Chinesen sind ihrerseits stolz auf die Zugehörigkeit zu der bedeutenden Firma, auf die nach ihren Begriffen großartige Wohnung, die ihnen auf dem Grundstück des Geschäfts eingeräumt ist; sie haben aber trotzdem mehrfach versucht, durch Petitionen, sogar schon mit Streikdrohung, ihre Befoldung und andere Arbeitsbedingungen immer mehr in die Höhe zu setzen. Gerade das ist ein Zug, den ich allgemein an den Chinesen beobachtet habe: der Neuankommende nimmt, ähnlich dem Juden, jede Beschäftigung gegen jede Entlohnung an, erspäht und nutzt aber jede Gelegenheit, seine Ansprüche zu steigern. Daher glaube ich, daß bei dem Entstehen einer Großindustrie in China die Arbeiterschaft sehr bald feststellen würde, welche Löhne und Arbeitsbedingungen man ihr gewähren könnte, ohne die Konkurrenzfähigkeit zu verlieren, und daß sie diese Bedingungen erzwingen würde. In der Gewöhnung selbst des einfachsten Chinesen an Zusammenschluß mit feinesgleichen und an organisiertes Vorgehen, und in seinem starken Erwerbssinn liegt meines Erachtens der beste Schutz gegen eine vernichtende Konkurrenz chinesischer Arbeit auf dem Weltmarkt. Derselbe Erwerbssinn, der den Chinesen zum fleißigsten und daher gefährlichsten Arbeiter Asiens macht, zieht die Schranke für seine Wettbewerbsfähigkeit. Dieser

Ausgleich wird um so schneller herbeigeführt, als meiner Meinung nach der Fleiß der Chinesen nur dem starken Erwerbssinn und nicht etwa der Freude am Schaffen an sich entspringt, die mir als weit verbreitete, kostbare National-eigenschaft die germanische, und neben ihr höchstens noch einige Zweige der romanischen Rasse zu besitzen scheinen. Der aus der Enge der Bestiedelung entstandene Kampf ums Leben, der in weiten Teilen Chinas seit Jahrhunderten in einer uns unbekanntem Schärfe herrscht, hat den Chinesen zu dem fleißigen Arbeiter gemacht, nicht Schaffensdrang. Im Innern ist der Chinese Orientale, der die Arbeit nicht liebt. Reich geworden gibt er sich auch gern dem Müßiggang und dem Luxus hin, wie sich das z. B. bei den dem Druck ihrer Mandarine entzogenen Chinesen Singapores zeigt, die man in modischer europäischer Kleidung, Zigarren rauchend in ihren Automobilen zu Dutzenden auf der Promenade fahren sieht.

Doch kehren wir zum Amur zurück! Blagoweschtschensk ist auch das Zentrum der Versorgung der Goldminen an den Amurzuflüssen Seja, Selendscha, Bureja und Amgun mit den nötigen Arbeitern. Neben einigen tausend Russen strömen Anfang Mai fünfzehn- bis zwanzigtausend chinesische Wanderarbeiter auf dem Weg zu den Goldgruben durch die Stadt. Sie kommen entweder zu Schiff aus der Mandschurei von Charbin und anderen Orten am Sungari her oder aus entfernteren Provinzen Chinas auf Hunderte und selbst Tausende von Kilometern, und gehen zu Schiff und zu Fuß weiter zu den Goldminen. In Massen sah ich ihre großen, schmalen, mageren Gestalten im Goldrevier der oberen Seja, jeden mit den notwendigsten Kleidungsstücken und Goldgräbergeräten auf dem Rücken, schweißtriefend und müde am Tage dahinkeuchend, frierend nachts um ein Lagerfeuer zusammenhockend, wenn ausgeruht und in guter Stimmung, schwäzchend oder ihre fremdartigen Volkweisen singend. In ihrer großen Mehrzahl harmlose Burschen, sollen sich doch auch manche verwegenen Gesellen, wie z. B. Chungusen, unter ihnen finden, die sich vor einem Raubanfall nicht scheuen, ebenso wie freilich mancher chinesische Goldgräber von Russen erschlagen und seines Goldes beraubt wird.

Im Goldbezirk ist die Arbeit der Chinesen der der Russen nicht so überlegen wie in den Städten, und nur die große Bedürfnislosigkeit des Chinesen läßt ihn selbst hier noch wirtschaftlich gedeihen unter klimatischen Bedingungen und Arbeitsverhältnissen, die dem etwas verweichlichten Volke wenig zusagen können. Die Arbeit der Russen und Chinesen scheidet sich auf den Goldgruben so, daß sie nicht kollidiert, sondern nebeneinander hergeht. Der Russe übernimmt gegen Lohn oder Akkord, z. B. nach Kubikfuß geförderten und verwaschenen Sandes, die Arbeiten auf den seitens der Unternehmer direkt ausgebeuteten Goldgruben. Er baut als geschickter Zimmermann die Goldwaschmaschinen und steht ohne zu klagen stundenlang bis an die Knie im eiskalten Wasser der Sümpfe und Flüsse, oder läßt sich vom durchdringenden kalten Regen peitschen; nur schwäzchen muß er dabei können, ab und zu eine Zigarette

rauchen und sich einmal in der Woche nach Kräften betrinken; er liebt es aber nicht, länger als acht bis höchstens zehn Stunden am Tage zu arbeiten, und will seinen ausgiebigen Schlaf haben. Die Russen allein bleiben auch im Winter auf den Gruben zu den nötigen Instandsetzungsarbeiten.

Anders die Chinesen. Sie lieben nicht die Arbeit unter ihnen fremden, oft polternden Aufsehern, das ruckweise, dann aber auf kurze Zeit nachdrückliche Arbeiten der Russen, sie sind in ihrer Mehrzahl wasserscheu und können bei ihrer geringen Körperkraft mit den russischen Arbeitern nicht mit, die, einmal im Zuge, viel leisten können. Sie suchen lieber genossenschaftlich organisiert oder einzeln Arbeit auf eigene Rechnung. Diese findet sich auf den sibirischen Goldgruben in einer Form, die zugleich der Spielleidenschaft des Chinesen eine gewisse Nahrung bietet: viele Gruben, bei denen die nestartig eingelagerten reichen Goldsande längst ausgewaschen sind, haben noch ausgedehnte Schichten ärmerer Sande übrig. Dort läßt man gegen geringe Abgaben die Chinesen auf den Kopf oder auf das Gewicht des erwaschenen Goldes arbeiten. Zu Hunderten sieht man sie dort bei nicht zu schlechtem Wetter vom frühen Morgen bis zum Dunkelwerden hocken, im Sande wühlen und das Gold auf ihren Handschüsseln oder auf kleinen Waschherden auswachen. Die Möglichkeit, unverhofft auf eine reichere Stelle zu stoßen, umgaukelt den Chinesen mit stiller Hoffnung. Bei schlechtem Wetter drängen sich die Leute in ihren halb in die Erde vergrabenen Hütten zusammen, in denen stets einer von ihnen zurückbleibt, um die Gerichte zu kochen, die mit Bohnenöl, Knochlauß usw. zubereitet den Chinesen lieblich, uns abstoßend dünken. Die Asiaten sind häuslich; in ihrer freien Zeit weilen sie stets in oder unweit ihrer Hütte, sich die Mußestunden mit Singen, Plaudern oder Glücksspielen vertreibend. Gelegentlich bringen die Leute sich sogar einen alten Krüppel mit, den sie ernähren und der ihnen dafür an den langen Abenden Geschichten erzählen muß.

Erfahrene und mutige chinesische Goldgräber gehen lieber auf eigene Faust in den Urwald und suchen neue Goldfelder aufzufinden, anstatt auf den abgebauten ein mageres Verdienst zu haben. Andere bringen sich als Hausierer, Käufer gestohlenen Goldes oder Gemüsebauer durch. Auf Flächen, die früher für völlig ertraglos galten, sieht man in den rauhen Gebirgen der Goldgebiete ihre umzäunten Gärten, in denen Kartoffeln, Zwiebeln, Rüben gedeihen.

Welcher Unternehmungsgeist oft die einfachen chinesischen Goldgräber beseelt, sah ich an einem Beispiel: Auf einer Goldgrube rauschte wild über ein granitnes Gesteinstrümmersfeld ein 10 bis 15 Meter breiter Gebirgsbach, dessen Boden, wie stellenweise herausgeholtter Sand gezeigt hatte, goldhaltig war. Eine chinesische Genossenschaft hatte sich angeboten, das Flüsschen auf eine Strecke von mehreren hundert Metern zu verlegen, um dann gegen Gewichtsabgabe vom gefundenen Gold an den Grubenbesitzer das Edelmetall unter den Felsblöcken des alten Flußbetts hervorzuholen. Die etwa zwanzig Mann zählende Genossenschaft hatte mit Schaufel, Meißel und Dynamit in mehrmonatiger Arbeit das neue

Flußbett fast fertiggestellt und die Leute freuten sich auf das kommende Jahr, das ihnen den Lohn bringen sollte, da sie während der Vorbereitungszeit seitens der Goldgrube nur einen minimalen Vorschuß auf den erwarteten Gewinn erhielten.

In den Goldbezirken der Amur- und Küstenprovinz übrigens kann man den Koreaner als Arbeiter mit dem Chinesen vergleichen. Auch sie kamen zu Tausenden als Goldarbeiter in den sibirischen Urwald, bis eine mir nicht ganz verständliche russische Politik sie seit 1909 angefangen hat, auszuweisen. Der Grund für das Vorgehen Rußlands ist, wie mir der Generalgouverneur der Küstenprovinzen sagte, die Befürchtung vor der Bildung eines „Neu-Korea“ innerhalb der russischen Grenzen durch massenhafte Sesshaftwerdung von Koreanern. Schon diese Befürchtung zeigt, daß man mit Unrecht auf die Koreaner mit der Verachtung herabsieht, wie ich ihr in einigen Reiseschilderungen begegnet bin. Wenn die Leute in ihren eigentümlichen, ganz weißen Gewändern nach der Arbeit auf lehmigen Feldern nicht immer sauber aussehen und wenn sie einige für unsere Begriffe unreinliche Gewohnheiten haben, so ist das kein Grund, an sie unseren europäischen Maßstab zu legen und von diesem unterdrückten Volk verächtlich zu sprechen. Niemand kann sie verachten, der gesehen hat, wie sie an früher als unbefiedelbar geltenden Stellen der Amurufer mühsam Quadratmeter nach Quadratmeter des Bodens der Kultur gewonnen und ihre gar nicht so unfreundlichen Höfe und Dörfer errichtet haben. Sie sind im allgemeinen gutmütig, bedürfnislos und an Körperkraft und im Ertragen von Kälte und Nässe den Chinesen überlegen, dabei nicht ohne Selbständigkeit, Selbstbewußtsein und Unternehmungsgeist. Auf den Goldminen waren sie vielfach beliebter als die Chinesen, allerdings auch deshalb, weil sie einen größeren Teil ihres Verdienstes im Lande ließen und nicht wie die Chinesen alles zu ersparen suchten. Die Koreaner gewöhnen sich überhaupt leichter an europäische Kleidung und Sitten, wissen bald Genüsse wie Bier und Zigaretten zu schätzen, bauen sich gern europäische Häuser und könnten von den Russen leicht assimiliert und zu treuen Untertanen gemacht werden, da sie von Japan bedrückt vielfach auf Auswandern angewiesen sind und wissen, daß sie ihre heimische Eigenart doch nicht in ihrer Ursprünglichkeit aufrecht erhalten können.

Ich kann es nicht unterlassen, hier auch meine Beobachtungen über japanische Arbeit im Vergleich zu chinesischer und koreanischer anzuführen, trotzdem ich mir bewußt bin, damit ein Gebiet zu betreten, für dessen Beurteilung meine Bekanntschaft mit den Japanern wohl zu wenig eingehend war. Es will mir scheinen, als liege die Sache so. Der Japaner ist nicht imstande, als einzelner Arbeiter mit Chinesen und Koreanern zu konkurrieren, und zwar aus mehreren Gründen. Seine Körperkraft ist nicht groß, und wenn ihn sein Ehrgeiz, seine Vaterlands-
liebe und Disziplin im Kriege zu starken, auch körperlichen, Leistungen getrieben haben, so wird das im Erwerbsleben weniger der Fall sein. Der Japaner liebt schwere körperliche Arbeit an sich nicht und er hat nicht, wie die Chinesen

und Koreaner, Sinn für zähes In-die-Höhe-arbeiten, sondern eher für einen mühelosen spekulativen Gewinn. Auch lebt er in allen sozialen Schichten gern über seine Verhältnisse. Setzt man einen Chinesen und einen Japaner irgendwo in der Welt auf ein ungenutztes Stück Erde, der Chineser wird meiner Meinung nach in die Höhe kommen, der Japaner nicht. Anders wird die Sache erst da, wo Kombinationsvermögen, schwierige Überlegungen, großes Geschick und Geschmac oder gar Arbeiten in Frage kommen, die technisches Wissen oder Einfügen in moderne Organisation großen Stils verlangen. Dann klebt der Chineser zu sehr an Traditionen und Vorurteilen, an seinen alten Sitten und alten Gewohnheiten, während der Japaner mit absoluter Vorurteilslosigkeit in materiellen Dingen, mit seiner leichten Auffassungsgabe und ungeheuren Nachahmungskunst sich das Beste aus Vorbildern fortgeschrittener Länder aussucht und in staunenswerter Weise verwertet. Deshalb hat z. B. in der Mandschurei Japan Großes an der Südmandschurischen Bahn und im Hafen von Dalni geleistet; man sieht aber Japans wirtschaftlichen Einfluß in Mukden schon einige hundert Meter von der Bahn in nichts versinken. Damit stimmt überein, daß man sogar in Japan selbst, z. B. in Yokohama, einer Menge chinesischer Handwerker begegnet.

Ich halte deshalb den Japaner nicht für einen eigentlichen Kolonisateur. Er wird, wie der Franzose, manches große Unternehmen außerhalb seines Landes planen, organisieren und daraus Renten ziehen können, aber der einzelne Japaner geht ungern aus seiner Heimat fort, paßt sich auf die Dauer schwer fremden Verhältnissen an und hat im ganzen weniger Aussicht, in der Fremde emporzukommen, als der Chineser.

In der russischen Küstenprovinz Sibiriens, vor allem in Wladiwostok, treten die Chinesen in solchen Massen auf, daß der russische Charakter des Orts zurücktreten würde, wenn die starke Garnison und Beamtschaft ihn nicht wahrten. Wirtschaftlich ist der Chineser hier gar nicht wegzudenken, ohne daß das ganze Erwerbsleben stocken würde. Ähnlich ist das Bild in kleineren Orten der Küstenprovinz. Aller Kleinhandel, die meisten Handwerke, der Gemüsebau, ein großer Teil der Holzfällerei, die Fischerei und die Lokalschiffahrt befinden sich in chinesischen oder koreanischen Händen, dazu stellen sie die Fabrikarbeiter in der Mehrzahl der nicht fiskalischen Unternehmen. Zwar sucht Rußland bei Erteilung von Bergwerks- und HolzkonzeSSIONen die Verwendung russischer Arbeiter durch Vorschriften zu erzwingen, was aber wohl auf die Dauer ein vergebliches Bemühen bleiben wird.

Den Ausschlag gibt an allen Orten, wo er in Massen auftritt, die Billigkeit des chinesischen Arbeiters. Er erhält im Durchschnitt in der Küstenprovinz ca. 75 Kopeken bis 1 Rbl. gegenüber 1 Rbl. bis 1,50 Rbl., die der Russe als Tagelohn fordert. Und immer neuer billiger Ersatz strömt heran für die, die in ihren Ansprüchen gestiegen sind. Manche Chinesen kommen übrigens zu recht hohen Arbeitslöhnen: so fand ich in der Küstenprovinz einige

chinesische Schlosser aus Schanghai und Hongkong, die bis 2,50 Rbl. Tagelohn verdienen.

Ich bin nach meinen Beobachtungen zu dem Schluß gekommen, daß die Chinesen in den China anliegenden Teilen Ostasiens nur mit Gewalt davon ausgeschlossen werden können, die Masse der Arbeitskräfte zu stellen, wenige Spezialberufe und Handwerke ausgenommen. Der Hauptgrund ist die Billigkeit des immer neuen Angebots, in zweiter Linie die Willigkeit, Stetigkeit und Gewissenhaftigkeit chinesischer Arbeiter. Intelligenz und Geschicklichkeit sind dagegen nicht besonders bemerkenswert und Körperkraft sowie Schnelligkeit der Arbeit lassen oft stark zu wünschen übrig. Was die kaufmännischen Fähigkeiten des Chinesen betrifft, so liegen sie im großen und ganzen auf dem Gebiet des Kleinhandels; darin ist er unübertrefflich. Auch fern von seiner Heimat in Gebieten heißen Klimas und in Ländern, wo außerordentliche Lohnhöhen herrschen, ist der Chineser jedenfalls ein gefährlicher Konkurrent; aber mit Leistungen westeuropäischer Arbeiter kann die eines Chinesen nach Umfang und Güte keinen Vergleich aushalten. Dieser Umstand in Verbindung mit den leicht erwachenden Ansprüchen chinesischer Arbeiter würde eine etwa entstehende chinesische Großindustrie zu einer zwar fühlbaren, aber wohl kaum jemals vernichtenden Konkurrenz auf dem Weltmarkt machen.



Minchens Geheimnis

Novelle von Max Hoffmann

(Schluß.)

Endlich dämmerte der Morgen, und Minchen, die den Rest der Nacht zwischen bangen Sorgen und undeutlichen, sonderbaren Träumen zugebracht hatte, verließ das ungewohnte Lager und begab sich nach der Küche, um das Feuer auf dem Herd anzufachen. Dann holte sie vom Hofe frisches Brunnenwasser.

Nach dem vorausgegangenen Lärm kam ihr die jetzt herrschende Ruhe wie eine Totenstille vor, und die rosig angehauchten Wölkchen, die am klaren Morgenhimmel langsam dahinsiegelten, waren wie freundliche Friedensboten. Sie kühlte sich das Gesicht mit dem kalten Wasser und erregte beim Auftragen des Frühstückstücks durch ihr strahlendes Aussehen die Bewunderung des Vaters.

„Man sieht doch, was Jugend ist! Die ganze Sache hat dich gar nicht berührt.“

Die Mutter, die wach geworden war, sich aber noch zu schwach zum Aufstehen fühlte, bestätigte nach einem langen Blick die Worte des Vaters.

„Was meinst du, Minchen, wenn dich Heinrich Messerschmidt so sähe!“

Die Erwähnung des Referendars schien der Tochter nicht angenehm zu sein.